

Wozu Rituale?

Manche Forscher betrachten Rituale als evolutionäres Erbe, das oft längst seinen Sinn verloren hat. Für andere gehören sie untrennbar zur menschlichen Natur – und sind womöglich gar für unser Überleben notwendig.

Von Axel Michaels

Die alljährliche Weihnachtsfeier, die Abschlusszeremonie am Ende der Schulzeit, das Anstimmen von Fangesängen beim Fußball, das Betriebsommerfest – unser ganzes Leben wird von Ritualen begleitet. Doch wozu brauchen wir diese heute noch? Kaum etwas hat das Überflüssige an einer Tradition so deutlich gemacht wie Fritz Teufels ironisch-gequältes Aufstehen vor Gericht mit der Bemerkung: »Wenn's der Wahrheitsfindung dient!« Das antwortete der Berliner Spaßrevoluzzer, nachdem er vom Richter aufgefordert wurde, sich zu erheben. Teufel war am 2. Juni 1967 wegen eines angeblichen Steinwurfs während einer Demonstration gegen den iranischen Schah Reza Pahlawi (1919–1980) verhaftet worden. Mit einem Schlag entlarvte er eine alte Tradition, nämlich das sich Erheben vor Gericht, als leeres Ritual.

Wozu also brauchen wir solche Verhaltensroutinen, deren Sinn mitunter fraglich erscheint? Handelt es sich um ein evolutionäres Erbe, das sich vielleicht schon längst erübrigt hat? Oder gehören Rituale doch zur *Conditio humana*, zur unveränderlichen »Natur des Menschen«? Und falls ja, welchem Zweck dienen sie? Sind sie am Ende gar für unser Überleben notwendig?

Mit diesen Fragen befasst sich seit 2002 der Sonderforschungsbereich »Ritualdynamik«, den die Deutsche Forschungsgemeinschaft an der Universität Heidelberg eingerichtet hat. Es handelt sich dabei um den weltweit größten wissenschaftlichen Verbund zur Erforschung von Ritualen. Das Team, in dem sich fast 90 Experten zusammengeschlossen haben, untersucht Rituale des alten Ägyptens wie die des Internets, lebenszyklische Rituale in Nepal, mittelalterliche Herrschertreffen, aber auch rituellen Drogenkonsum. Es analysiert altorientalische Tontafeln von Heilritualen ebenso wie mittelindische Protokolle für das Hofzeremoniell eines Fürstentums; und es betreibt intensive Feldforschung in zahlreichen Ländern der Welt.

Es geht also um ein breites Spektrum von Erscheinungsformen, das sich über alle Zeitalter und in allen Kulturen findet: Rituale des Übergangs, des Opfers, der Reinigung, der Heilung, des Alltags sowie der Politik und der Macht. Sie werden unterschiedlich erlebt: als erhaben, feierlich oder beruhigend, aber auch als überkommen, veraltet oder stereotyp. Das hängt davon ab, ob sie eher als Spiel, Fest oder Zeremonie begangen werden oder als alltägliche Routine. Das Augenmerk der Kulturwissenschaftler richtet sich vor allem auf die sozialen Zusammenhänge, die Religion oder die Psyche. Sie betrachten diese Vorgänge als sozialen, religiösen oder psychologischen Kitt, der hilft, Gemeinschaft herzustellen oder Krisen zu bewältigen.

Zwischen Geistes- und Naturwissenschaft

Seit einiger Zeit haben sich neben den Geistes- und Kulturwissenschaften jedoch auch Naturwissenschaftler dem Thema zugewandt: Hirnforscher und Neurobiologen ebenso wie Verhaltensforscher. Sie möchten herausfinden, ob und wie die Nützlichkeit von Ritualen etwa mit bestimmten emotionalen Erfahrungen, Gedächtnisleistungen oder psychologischen Entlastungsfunktionen des Gehirns zusammenhängt. Während Geisteswissenschaftler eher versuchen, die Besonderheiten der kulturell verschiedenen Rituale zu beschreiben, sie zu analysieren und dabei oft den (historischen) Einzelfall in den Vordergrund stellen, gehen Naturwissenschaftler anders vor: Sie messen und experimentieren.

Damit die Wissenschaftler diese verschiedenen Methoden zusammenbringen können, müssen sie sich auf eine Definition des Begriffs »Ritual« verständigen. Erst mit einer guten Begrifflichkeit kann das Ritual als Teil einer allgemeinen Handlungstheorie betrachtet werden. Für Definitionen von Ritualen – vor allem solchen, die außerhalb des Alltags stattfinden – zeichnen sich immer wieder vier Merkmale ab: Verkörperung, Förmlichkeit, Modalität und Transformation.



Fernsehen als Ritual: Seit Jahrzehnten zählt das »Dinner for One« (mit Freddie Frinton und May Warden) aus dem Jahr 1963 an Silvester zu den Pflichtstücken – ein rituelles Fest für die ganze Familie.

Verkörperung. Rituale setzen handelnde Personen voraus. Handlungen sind eine Form des bewussten und zielgerichteten Einwirkens des Menschen auf seine natürliche und soziokulturelle Umwelt. Sie unterscheiden sich von rein psychischen oder kognitiven Vorgängen dadurch, dass sie Bewegungen einschließen, sei es bewusst oder unbewusst. Wer nur denkt oder fühlt, vollzieht kein Ritual. Solche Vorgänge setzen daher besonders den Körper ein – in veränderter Form. Er wird geschmückt, das Haar wird geschoren oder besonders frisiert, neue Kleider werden angelegt. Mitunter wird der Körper auch Qualen ausgesetzt. Und meist müssen bestimmte Bewegungen und Gesten einstudiert werden.

Förmlichkeit. Rituale bestehen aus standardisierten, mitunter stereotyp wiederholten Handlungen. Durch die Wiederholbarkeit lassen sie sich gut nachahmen und können dadurch öffentlich werden. Selbst bei geheimen Ritualen ist die Öffentlichkeit nur eingeschränkt, nicht aber ganz ausgeschlossen. Einmalige, private oder willkürliche Handlungen sind daher keine Rituale.

Hinzu kommt, dass Rituale aus Einzelelementen – so genannten Ritemen – nach bestimmten Regeln bewusst zusammengesetzt werden: zu Ritualkomplexen mit Haupt- und Nebenritualen. Dieses Regelwerk ist oft in Skripten oder Ritualhandbüchern festgehalten, die gewissermaßen die Partitur für die Strukturierung und Komposition von Ritualen wiedergeben. Vermutlich lassen sich sogar Ritualgrammatiken erkennen und beschreiben. So entwickelt eine Arbeitsgruppe des Sonderforschungsbereichs »Ritualdynamik« computerlinguistische Analyseverfahren und Modellierungen, bei denen man erkennen kann, in welcher Weise Riteme zusammengesetzt und verschoben werden (siehe Kasten auf S. 12).

Ein entscheidender Aspekt der Förmlichkeit ist der Beschluss zur Durchführung des Rituals, der aus Alltags- oftmals erst Ritualhandlungen macht, indem er sie als besondere Handlungen kennzeichnet. Bloßes Wachbleiben in der Nacht kann mit einem förmlichen Beschluss zu einer rituellen Nachtwache werden, Nichtessen zu religiös motiviertem Fasten. Ohne diesen förmlichen Beschluss stellt sich kein religiöses Verdienst ein. Das bedeutet auch, dass eine spontane Feier kein förmliches Ritual sein muss, selbst wenn sie sich ritueller Elemente bedient. Rituale haben daher oft einen

durch Zeichen signalisierten Beginn, mit denen die Abgrenzung zwischen Alltagswelt und Ritualwelt markiert wird. Mit Glocken, Gesten, bestimmten Sprachwendungen (»Hiermit eröffne ich ...«) oder schriftlichen Einladungen wird das bevorstehende Ereignis aus dem Strom des Erlebens herausgehoben.

Diese »Rahmung« von Ritualen ist ein wesentlicher Teil ihrer Förmlichkeit. Durch diese und besonders durch den formellen Beschluss ist es bei Ritualhandlungen möglich, Motive und Bedeutungszumessungen der Ritualteilnehmer auszublenden. Entscheidend ist, dass getan wird, was zu tun ist, selbst dann, wenn man nicht unbedingt daran glaubt, dass es richtig ist. Wie oft hat man etwa schon beim Weihnachtsfest gedacht, es sei unsinnig, immer wieder etwas Überflüssiges zu schenken – und es dann doch getan?

Modalität (Überhöhung). Fast jede Handlung kann zu einer Ritualhandlung werden. Der genaue Ausführungsmodus jedoch ist nicht beliebig. Ob essen, trinken, gehen oder reden – rituell ist eine Handlung erst dann, wenn die Handlungsformen und -mittel vorgeschrieben sind. Wer seinen Durst löschen möchte, muss nicht auf die Art des Bechers, Getränks und Trinkens achten. Beim Ritual aber steht genau dieser Modus im Vordergrund und zeigt sich abhängig davon, wie sehr sich das Handeln auf ein Subjekt, auf die Gemeinschaft oder auf eine transzendente Welt bezieht.

Dieser Bezug prägt den Typ eines Rituals. Eine Initiation oder Konfirmation bezieht sich ganz auf das Individuum, beim Weihnachtsfest hingegen steht die Familie im Vordergrund. Ein Trauerritual wiederum verläuft anders als etwa die Eröffnung der Olympischen Spiele.

Ritualhandlungen beziehen sich oft auf eine andere, meist höher bewertete Welt oder gar auf heilige Anfänge. Dies geschieht zum Beispiel dadurch, dass in den Mythen bestimmte Handlungen als von Göttern vorgegeben angesehen werden und deshalb immer genau gleich durchgeführt werden müssen. Ich nenne diesen Bezug *religio* (wörtlich »Rückbesinnung, frommes Bedenken«; nicht zu verwechseln mit »Religion«), um damit sowohl religiöse als auch quasireligiöse Rituale erfassen zu können. So unterscheidet sich die alljährliche Regatta zwischen Oxford und Cambridge von einer gewöhnlichen Bootswettfahrt dadurch, dass sie neben dem Sportereignis auch die altherwürdige Tradition der beiden Universitätsstädte beschwört.

Transformation. Rituale zeigen oft Wirkungen – ein Beispiel sind manche Heilrituale. Sie können aber auch einen zeitlichen oder räumlichen Wechsel von Status oder Kompetenz bewirken. In der Initiation wird ein Jüngling zum Erwachsenen, durch die Heirat wird ein Mann zum Ehemann, eine Frau zur Ehefrau, durch die Promotion wird ein Student zum Doktor. Besonders bei solchen Übergangsritualen geschieht also etwas, was nicht trivial ist. Denn nachher ist man jemand anderer.

Mit diesen vier Merkmalen – Verkörperung, Förmlichkeit, Überhöhung und Transformation – lassen sich bestimmte Ritualhandlungen nicht nur von gewöhnlichen beziehungs-



An der Klagemauer in Jerusalem versammeln sich täglich Menschen, die aufgeschriebene Gebete in die Ritzen des Mauerwerks stecken – für Juden ein Symbol für den Bund Gottes mit seinem Volk.

weise anderen Handlungen abgrenzen, sondern auch von ritualisierten Alltags- und Routinehandlungen. Der Begriff umfasst im alltäglichen Sprachgebrauch zwar etwa auch das Zähneputzen oder das tägliche Gassigehen mit dem Hund. Was aber unterscheidet solche Handlungen tatsächlich von Ritualen?

Auch bei wiederkehrenden Alltagshandlungen sind förmliche Muster nachweisbar, aber es fehlen Elemente, die sie überhöhen. Als solche können zum Beispiel Symbole der Macht wie ein Reichsapfel oder ehrwürdige Schriften wie ein heiliger Text oder eine Verfassung gelten. Mit ihrer Hilfe wird zu Idealen oder überpersönlichen Werten oder Institutionen, etwa dem Staat, Bezug genommen. Damit geht einher, dass sich die am Ritual aktiv Beteiligten diesen Werten besonders

verpflichtet fühlen. Wenn ein Staatspräsident bei seiner Einsetzung auf die Verfassung schwört und dabei die Fahne als Symbol der Macht seines Staats in der Hand hält, ist die Überhöhung deutlich sichtbar: Die Zeremonie wird zu einem Ritual im engeren Sinn.

Anders verhält es sich bei Alltagsritualen. Hier gibt es ebenfalls regelgebundenes Verhalten, das sich durch Verkörperung und Förmlichkeit auszeichnet. Aber es fehlen wie beispielsweise beim Zähneputzen der förmliche Beschluss und die Überhöhung des Ereignisses. Rituale bestehen zudem aus Handlungseinheiten, deren Regelmäßigkeiten kulturell geschaffen sind und soziale Beziehungen widerspiegeln. Das Ritual, losgelöst von allen historischen, regionalen oder sprachlichen Kontexten, gibt es ebenso wenig wie ein ihm innewohnendes Wesen.

Beständigkeit als Vertrauenskapital

Rituale im engeren Sinn scheinen die Tendenz zu haben, sich nicht oder nur wenig zu verändern. Sie erscheinen dem Betrachter als träge und beharrlich. Auch haben sie keinen direkten Nutzwert. Sie können daher nicht leicht abgeändert werden – so zumindest das allgemeine Verständnis. Ginge es beim Anzünden der Osterkerze nur darum, Licht zu erzeugen, müsste die Kerze sogleich durch bessere oder billigere Leuchtmittel ersetzt werden, etwa eine Neonröhre. Im Ritual ist aber gerade dies ausgeschlossen; es unterliegt nicht der zweckgebundenen, technischen Überlegung. Sowohl die Lichtquelle als auch die Form des Anzündens sind weitgehend unveränderbar.

Warum Rituale so beständig sind, hat vielfältige kulturwissenschaftliche Gründe. Sie bilden ein Vertrauenskapital, vergleichbar mit dem, was der französische Soziologe Pierre Bourdieu (1930–2002) einmal als symbolisches, kulturelles und soziales Kapital bezeichnet hat. Dieses Kapital lässt sich für die Stabilität sozialer, politischer und wirtschaftlicher Beziehungen einsetzen. Rituale vermitteln in diesem Sinn Sicherheit und Vertrauen, außerdem verhindern oder reduzieren sie Unsicherheit, Willkür und Beliebigkeit. Fragen nach Sinn oder Bedeutung klammern sie weitgehend aus. Rasch werden sie zu einer Gewohnheit, bei der das richtige und angemessene Verhalten nicht jedes Mal neu überlegt oder ausgehandelt werden muss. Wenn ich weiß, wie ich mich im Gotteshaus oder am Hof des Königs zu benehmen habe, weil es eben so vorgeschrieben ist, dann gibt mir dies beim Zeremoniell eine gewisse Sicherheit des Auftritts.

Rituale schaffen Vertrauen in bestehende Verhältnisse, indem sie psychosoziale Grenzziehungen von Gemeinschaften bestätigen. Sie befassen sich daher oft mit Reinheit und Ordnung oder mit deren Vermeidung. Im pathologischen Sinn kommt es gerade in diesem Bereich zu psychischen Beeinträchtigungen, etwa bei Zwangsritualen. Diese Regelgebundenheit kann Gehirnleistungen entlasten, aber auch eine effektive Struktur für soziale Systeme bilden. Unter dem Einfluss der sich wiederholenden Handlungen entwickelt

AUF EINEN BLICK

AUSZEIT VOM ALLTAG

1 Rituale, vor allem solche, die außerhalb des Alltags stattfinden, zeichnen sich zumeist durch vier Merkmale aus: Verkörperung, Förmlichkeit, Modalität und Transformation.

2 Ritualhandlungen beziehen sich oft auf eine andere, meist höher bewertete Welt oder gar auf heilige Anfänge.

3 Rituale sind keineswegs nur starr oder sinnentleert. Vielmehr stellen sie lebendige Ereignisse dar, in denen sich eine Gemeinschaft immer wieder neu findet.



Wie hier auf Teneriffa ziehen Osterprozessionen durch die katholischen Städte Spaniens. Mitglieder von Bruderschaften tragen tonnenschwere Heiligenstatuen – oft bis zum Zusammenbruch.

sich gewissermaßen eine Art Schwarmverhalten, bei dem keiner so leicht ausscheren kann.

Andererseits erleichtert die Förmlichkeit den Protest, denn schon das kleinste Fehlverhalten kann große Aufmerksamkeit erzielen. Marschieren alle im Gleichschritt, fällt der Einzelne nicht auf; kaum kommt aber ein Soldat aus dem Tritt, richten sich alle Augen auf ihn. Wer vorsätzlich die Regeln von Ritualen übertritt oder im Kern verändert, geht ein hohes Risiko ein. Denn je nach Schwere des Regelbruchs kann er ausgelacht, geächtet oder bestraft werden. Das Ritual muss immer genau so ablaufen wie beim letzten Mal.

Das Paradebeispiel dafür ist der beliebte Fernsehkurzfilm »Dinner for One«. In diesem Sketch fragt der Butler beim Servieren immer wieder: »The same procedure as last year, Miss Sophie?« Darauf antwortet sie stets: »The same procedure as every year, James.« Dieser klassische Dialog kommt in dem Film insgesamt fünfmal vor. Die Ausstrahlung zu Silvester hat sich selbst schon zu einer Art Fernsehritual mit Kultstatus entwickelt. Im Guinnessbuch der Rekorde wird die Sendung als »weltweit am häufigsten wiederholte Fernseh-

produktion« genannt. Tatsächlich verändern sich Rituale ständig. Auch »Dinner for One« wurde von Freddie Frinton (der auch den Butler spielt) immer wieder modifiziert, und es existieren davon zahlreiche Versionen. Weil aber bei Ritualen das Festhalten am Alten eine so große Rolle spielt, werden Ritualveränderungen häufig abgestritten.

Die Forschungen der letzten Jahre haben jedoch die Dynamik der Vorgänge auf verschiedenen Ebenen aufgezeigt, in den Strukturen ebenso wie im Sozialverhalten oder in den dabei gemachten Erfahrungen. Wie ein Ritual durchgeführt wird, wer sich daran beteiligt oder wie es wirkt, ändert sich von Mal zu Mal. Nur selten werden sie völlig neu erfunden, wohl aber werden sie immer wieder angepasst.

Das Hufeisen hilft auch dem Nichtgläubigen

Der Hang zur Bewahrung reibt sich also mit dem Drang zur Veränderung. Die meisten Menschen scheuen den Aufwand einer Veränderung oder Kritik an Ritualen, selbst wenn viele im Zweifel sein mögen, ob das, was da abläuft, wirklich sinnvoll und nötig ist. Lieber eine Unlust hinnehmen, als sich gegen die Gewohnheit stemmen zu müssen. Rituale kommen offensichtlich einer gewissen Trägheit des Menschen entgegen.

Kulturwissenschaftler haben nachgewiesen, dass Rituale keineswegs nur starr und sinnentleert sind, sondern lebendige Ereignisse darstellen, in denen sich eine Gemeinschaft immer wieder neu findet und an denen sie arbeitet. Gleichwohl bleiben viele Fragen zu bestimmten Gedächtnisleistungen, Emotionen und Wahrnehmungen ungeklärt. So nehmen einige Forscher an, dass Rituale eine eigene Art und Weise des Handelns bilden, bei dem die Intentionalität weit gehend ausgeblendet wird. Wird diese These durch die Neuro- und Kognitionswissenschaften gestützt?

Tatsächlich blenden diese Handlungen die kognitive Seite oft aus, und es kommt mehr darauf an, sie »richtig« zu machen, als zu fragen, warum sie durchgeführt werden. Rituale wirken, heißt es, auch wenn man an ihnen zweifelt. Das erinnert an eine berühmte Anekdote über den dänischen Physiker Niels Bohr (1885–1962). Als ein Journalist ein rostiges Hufeisen über dem Eingang von dessen Ferienhaus sah, fragte er ihn, wie er als Naturwissenschaftler und Nobelpreisträger so abergläubisch sein könne. Bohr antwortete ihm, dass er natürlich nicht daran glaube. Man habe ihm aber versichert, dass das Hufeisen trotzdem wirke.

Tatsächlich erscheinen Rituale oft bedeutungslos oder mehrdeutig. Der niederländische Forscher Frits Staal hat sie daher als reine Aktivität bezeichnet. Offenbar vermittelt sich etwas in Ritualen, und zwar mehr, als die Teilnehmer beabsichtigen. Auf ungeklärte Weise ist die Urheberschaft der Handlungen (die »Agency«) teilweise ausgeschaltet oder sogar an andere übergeben. So wird der Urheber oder Autor von Ritualen meist nicht identifiziert, weshalb der Ich-Anteil am Handlungsgeschehen offenbar vermindert ist. Wer weiß denn schon, wer den Weihnachtsbaum oder die Lichterketten bei Demonstrationen erfunden hat?

Dennoch: Diese Mehrdeutigkeit heißt nicht, dass Rituale ohne Absicht oder Motivation begangen werden. Die Intentionen oder Motive der einzelnen Ritualteilnehmer können jedoch sehr unterschiedlich sein, ohne dass sich dies auf die Durchführung der Rituale auswirkt. Bei einer Konfirmation denkt der Konfirmand an anderes als der Priester, die Eltern oder die Paten. Die britischen Wissenschaftler Caroline Humphrey und James Laidlaw unterscheiden hier zwischen *non-intentionality* und *unintentionality*: Der Konfirmand macht mit, weil die Eltern es wollen, weil seine Klassenkameraden auch dabei sind oder wegen der Geschenke. Der Priester freut sich auf ein neues Gemeindemitglied, die Eltern über das Erwachsenwerden ihres Kindes. Gerade die Mehrdeutigkeit ermöglicht, dass die Handlungen wie von einem Autopiloten gesteuert ablaufen können.

Einige Ritualhandlungen scheinen genetisch geprägt, andere sind erlernt und lassen individuelle Varianten zu. Welche Freiheit gibt es also bei Ritualisierungen, welche bei Ritualen? Wie verhalten sich Verkörperung und Förmlichkeit von Ritualen zu Ritualisierungen in der Tierwelt, wo sie offenbar eine Form von Kommunikation und Signalwirkung in und zwischen den Spezies darstellen? Diese Frage beschäftigt Ethologen und vergleichende Verhaltensforscher.

In allen menschlichen Kulturen findet man Handlungen, die Verhaltensforscher auch bei Tieren beobachtet haben: sich verbeugen gegenüber Ranghöheren, sich schmücken als Werbungsverhalten oder sich zur Täuschung anderer maskieren. Aus der Sicht von Evolutionsbiologen lassen sich solche Verhaltensweisen als Akte der Kommunikation zwischen Darstellern und Publikum begreifen, bei denen über die verschiedenen Sinneskanäle visuelle, olfaktorische, taktile und akustische Signale gleichzeitig eingesetzt werden, um Artgenossen zu beeindrucken. Die Parallelen zwischen (tierischen) Ritualisierungen und (menschlichen) Ritualen lässt vermuten, dass Gemeinschaften Rituale bilden, um individuelle Verhaltensformen weit gehend zu unterdrücken.

Offensichtlich wirken Rituale außerdem an einem generationenübergreifenden Kollektivbewusstsein oder Schwarmverhalten mit, das vielleicht einen evolutionären Vorteil mit sich bringt. So dienen manche dieser Handlungen dazu, Emotionen auszudrücken und zu kanalisieren. Es handelt sich dann um inszenierte Gefühle, die das limbische System im Gehirn in besonderer Weise aktivieren. Die teilweise heftigen Emotionen erhöhen die Aufmerksamkeit und tragen zu kulturell prägenden Lernvorgängen bei, weil sie zum Beispiel religiöses Wissen nachhaltiger aktivieren und bewahren helfen als Sprache, Texte oder Bilder. Auch scheinen Rituale es

TAGEBÜCHER DER WISSENSCHAFT

Das Online-Blogportal www.scilog.de versammelt über 80 Wissenschaftler, Praktiker und Wissenschaftsjournalisten. Hier kommentieren Profis, was in der Welt der Forschung geschieht und wie die Forschung in unser Leben eingreift. Lesen Sie und diskutieren Sie mit! Auf www.scilog.de finden Sie täglich neue Beiträge aus der Wissenschaft – quer durch alle Disziplinen von Astronomie bis Zoologie. Oder Sie konzentrieren sich gleich auf eines unserer Spezialportale, denn über www.scilog.de gelangen Sie auch zu den [kosmologs](http://www.kosmolog.de), [brainlogs](http://www.brainlog.de), [techlogs](http://www.techlog.de) und [chronologs](http://www.chronolog.de). Werfen Sie einen Blick in die Tagebücher der Wissenschaft oder bestellen Sie den wöchentlichen SciLogs-Newsletter: www.scilog.de/newsletter

zu ermöglichen, Emotionen kulturell zu binden und damit über weite Räume zu verbreiten.

Der spezifische alltagsferne Zusammenhang könnte dabei Menschen aus den üblichen Handlungsmustern herausheben und daher Emotionen ganz anderer Qualität erzeugen. Wer in einem Furcht erregenden Ritual Angst erlebt, dem widerfährt etwas anderes als bei Angst vor einer wirklichen Gefahr. Nur durch diese kulturelle Formung lassen sich offenbar Rituale übertragen und überliefern.

Es stellt sich allerdings die Frage, wie echt die im Ritual gezeigten Emotionen für den Einzelnen sind. Ritualisiert weint es sich nun einmal anders als bei echter Trauer oder echtem Schmerz. Die Förmlichkeit der Gestik standardisiert die Äußerung von Emotionen. Alles ist vorgeschrieben, auch die Art und Weise, wie wir zu reagieren haben. Hierbei kann man zwischen ritualisierten Emotionen und Emotionen in Ritu-

alen unterscheiden. So ist es die Pflicht indischer Mädchen, bei ihrer Heirat zu weinen, weil sie ihr Elternhaus verlassen. Andernfalls gelten sie als potenziell untreue Partnerinnen, denen es womöglich nicht schwerfällt, sich zu trennen. Zeremonielles Weinen ist unabhängig von der persönlichen Stimmung und daher zu unterscheiden von den Tränen einer Braut auf Grund der aufwühlenden Emotionen. Im ersten Fall ist die Art des Weinens standardisiert, im zweiten Fall nicht.

Bei Liebesritualen, etwa dem Schenken einer Rose oder dem Versenden von Valentinskarten, führt die stereotype Wiederholung entsprechend bisweilen dazu, dass die Aufrichtigkeit der Handlung bezweifelt wird. Ähnliches gilt für Entschuldigungsrituale. Die Frage, ob der Kniefall von Willy Brandt in Warschau echt oder gespielt war, beschäftigt noch immer Gemüter – und Historiker.

Ritualforschung mit Hilfe der Computerlinguistik

Wenn sich ein Ritual im Lauf der Zeit wandelt oder seine Elemente, die Riteme, zu neuen Einheiten zusammengesetzt werden, spiegelt sich das in den schriftlichen Zeugnissen wie Ritualhandbüchern oder ethnografischen Berichten zwar wider. Jedoch sind zwei Elemente in verschiedenen Schriften nicht ohne Weiteres als gleich oder verwandt zu erkennen; denn die Quellen sind in verschiedenen Sprachen oder Dialekten verfasst und wählen unterschiedliche Beschreibungsformen. Selbst die Feststellung, dass zwei Texte im Wesentlichen dasselbe Ritual beschreiben, erfordert ein tiefes Verständnis beider Quellen. Das Vorhaben, solche Texte zu analysieren, indem man (mit dem Computer) nach charakteristischen Wörtern sucht, würde ins Leere laufen.

Hier können etablierte Verfahren der Computerlinguistik weiterhelfen. In dem Projekt »Ontologische Modellierung ritueller Strukturen«, das der Indologe Axel Michaels gemeinsam mit der Computerlinguistin Anette Frank leitet, werden zurzeit verschiedene Texte zu nepalesischen Lebenszyklusritualen analysiert. In einem ersten Schritt bestimmt ein grammatisches Analyseprogramm die syntaktische Struktur eines Textes: Es ermittelt im Wesentlichen nach formalen Kriterien unter anderem, welche Wörter Substantive sind, wo das Prädikat steht und wo ein Nebensatz anfängt. Darauf baut eine halb automatische, das heißt von einem menschlichen Bearbeiter unterstützte inhaltliche Analyse auf. Das System erkennt dann zum Beispiel Inhalte des Typs »A übergibt B an C unter Aussprechen von D« als gleichartig, unabhängig davon, wie der konkrete Text den »Geber« A, das »Gegebene« B, den »Empfänger« C und die »Schutzformel« D benennt. Diese Abstraktion ist ein Schlüssel zur automatischen Erkennung von typischen Ritualelementen und -strukturen.

Einen weiteren Schlüssel liefert der Einsatz formaler Ontologien. Eine Ontologie ist ein Verzeichnis von Begriffen (»Konzept-

ten«), das Wissen in einer hierarchisch gegliederten Form darstellt. Geplant ist, die umfangreiche Ontologie WordNet, die allgemeines Bedeutungswissen repräsentiert (Spektrum der Wissenschaft 12/2010, S. 94), mit speziellen Konzepten aus dem Bereich der hinduistischen und vor allem nepalesischen Rituale anzureichern. Indem wiederum in einem halb automatischen Verfahren sprachliche Bestandteile der Ritualbeschreibungen mit den Konzepten solcher Ontologien verknüpft werden, integriert man das Wissen, das in diesen Strukturen gespeichert ist, in die Beschreibungen und gewinnt damit eine weitere Stufe der Abstraktion von der Sprachform. In dieser Form wird die Beschreibung zusammen mit den linguistischen und semantischen Informationsschichten in einer Ritualdatenbank gespeichert.

In einem zweiten Schritt, der automatischen Mustersuche, werden aus dieser Datenbank immer wiederkehrende Segmente, Teilsequenzen und typische Teilnehmer der Rituale herausgearbeitet. Hierdurch kommen sowohl Gemeinsamkeiten als auch Unterschiede zum Vorschein, und Bausteine ritueller Handlungen werden offengelegt.

Während der erste Arbeitsschritt, die so genannte linguistische Annotation, weit gehend auf erprobte und bewährte Verfahren der Computerlinguistik zurückgreifen kann, ist die automatische Strukturanalyse von Ritualen wissenschaftliches Neuland. Die Forscher stützen sich hier auf Vorarbeiten des am Projekt beteiligten Indologen Oliver Hellwig zu altindischen alchemischen Rezepten. Vor allem mit Hilfe von Algorithmen zum Vergleich von DNA-Sequenzen aus der Bioinformatik sowie Methoden des Data-Mining konnte Hellwig unter anderem eine Chronologie der indischen Alchemie aufstellen. Diese Such- und Vergleichsmethoden lassen sich wahrscheinlich – wenn auch in geänderter Form – für die Suche nach der Ritualstruktur und ihren Variationen verwenden. **A. M.**



Trotz solcher Glaubwürdigkeitsproblematik zeigen diese Forschungen auf, wie untrennbar Rituale mit dem menschlichen Leben verflochten sind. Dafür sprechen aber auch die Erkenntnisse von Neurowissenschaftlern, die sich in den letzten Jahren zunehmend ebenfalls mit diesem Thema auseinandergesetzt haben. So legen Ergebnisse zum Phänomen der »emotionalen Ansteckung« nahe, dass lebenszyklische Übergangsrituale grundlegend mit biologischen Vorgängen zusammenhängen und diese nutzen, um dem Einzelnen sozial und kulturell definierte Statusänderungen zu ermöglichen.

Besonders offensichtlich sind die neurophysiologischen Effekte bei Musik und Tanz. Sie zeigen sich bei der Hauttemperatur, Muskelspannung, Herz-Kreislauf-Funktion, Schweißbildung oder der Ausschüttung von Neurotransmittern wie Noradrenalin. Intensive Rituale aktivieren wohl bestimmte Regionen des Gehirns, um Aufmerksamkeit, eine besondere Stimmung oder ein Gemeinschaftsgefühl zu erzeugen.

Angeborene Neigung, kulturell entfaltet

Ungeklärt ist bislang, ab welchem Alter Kinder Rituale als solche erkennen können. Nach ersten Untersuchungen scheint das erst mit dem Schulalter der Fall zu sein. Dabei sind Rituale in der Adoleszenz besonders häufig und wichtig. Diese Beobachtung passt dazu, dass die Fähigkeit, Rituale nachahmend durchzuführen und zu verstehen, mit der Entwicklung des präfrontalen Kortex des Gehirns einhergeht, der für höhere Denkfunktionen wie Handlungsplanung zuständig ist.

Hirnforscher gehen heute von einer angeborenen Verschaltung des Gehirns aus, bei dem sich ein genetisch angelegtes Grundwissen in ererbten Verhaltensmustern ausdrückt. Es bedarf jedoch auch der Umwelt und des Lernens, um sich entfalten zu können. Ebenso ist die Neigung zu Ritualen dem Menschen angeboren, wobei sich dann jeweils kulturell verschiedene Formen bilden. Denn Rituale sind überall und in allen Gesellschaften anzutreffen.

Für Rituale unabdingbar sind Lernen und Gedächtnis, die seit jeher im Fokus der Aufmerksamkeit von Neurowissenschaftlern stehen. So untersuchen sie, wie wiederholtes kör-

Wenn das Glöckchen klingelt, schreitet die Familie im christlich geprägten Abendland zur Bescherung – im Idealfall besonders für Kinder ein Augenblick rituellen Glücks.

perliches Lernen mit der Verinnerlichung und Speicherung von Lerninhalten im episodischen Gedächtnis zusammenhängt. Was genau passiert im Gehirn, wenn wir einen Sinnesindruck immer wieder von Neuem wahrnehmen oder wenn wir eine Bewegung mehrmals hintereinander wiederholen? Laut jüngeren Studien treffen dann Sinnesreize auf eine Erfahrung, die im Gehirn bereits ihre Spuren gebildet hat.

Diese neuronalen Netzwerke werden reaktiviert – und gleichzeitig aktualisiert. Durch die Wiederholung bekommt die gespeicherte Erinnerung einen neuen Kontext, was im Gehirn strukturelle Veränderungen auslöst. Die neuronalen Verarbeitungsprozesse, die mit der Wiederholung einhergehen, könnten die biologischen Grundlagen für eine Verknüpfung von Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft darstellen. Für Rituale hieße dies, dass durch sie neue Erfahrungen mit früheren – auch denen vorangegangener Generationen – verbunden und an nachfolgende Generationen weitergegeben werden können.

Damit ist die Vorstellung, dass sich im Ritual stets das Alte wiederholt, endgültig als Fiktion überführt. Auch Untersuchungen von Kulturwissenschaftlern zeigen: Rituale erneuern sich fortlaufend. Nicht nur das – sie provozieren Neues geradezu. ~

DER AUTOR



Axel Michaels ist Professor für Indologie an der Universität Heidelberg und seit 2002 Sprecher des Sonderforschungsbereichs »Ritualdynamik«. Seit 2007 ist er auch einer der drei Direktoren des Exzellenzclusters »Europa und Asien im globalen Kontext«. Zusammen mit Niels Gutschow erforscht er Praxis und Geschichte der Übergangsrituale in Nepal sowie zusammen mit Anette Frank die »Grammatik« von Ritualen.

QUELLEN

- Dücker, B.:** Rituale. Formen – Funktionen – Geschichte. J.B. Metzler, Stuttgart 2007
- Harth, D., Schenk, G.J. (Hg.):** Ritualdynamik. Kulturübergreifende Studien zur Theorie und Geschichte rituellen Handelns. Synchron, Heidelberg 2004
- Kreinath, J. et al. (Hg.):** Theorizing Rituals. Brill, Leiden 2006
- Michaels, A. (Hg.):** Die neue Kraft der Rituale. Winter, Heidelberg, 2. Auflage 2008
- Staal, F.:** Rules Without Meaning. Ritual, Mantras and the Human Sciences. Peter Lang, New York 1989
- Turner, V.:** Das Ritual: Struktur und Anti-Struktur. Campus, Frankfurt am Main 1989

WEBLINK

[www.sai.uni-heidelberg.de/abt/IND/publikation/publikation.php?Weitere Lektüre für an Ritualen Interessierte](http://www.sai.uni-heidelberg.de/abt/IND/publikation/publikation.php?Weitere%20Lektüre%20für%20an%20Ritualen%20Interessierte)